

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 18 (1928)
Heft: 44

Artikel: Die Kameradschaftsehe
Autor: Bracher, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647917>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

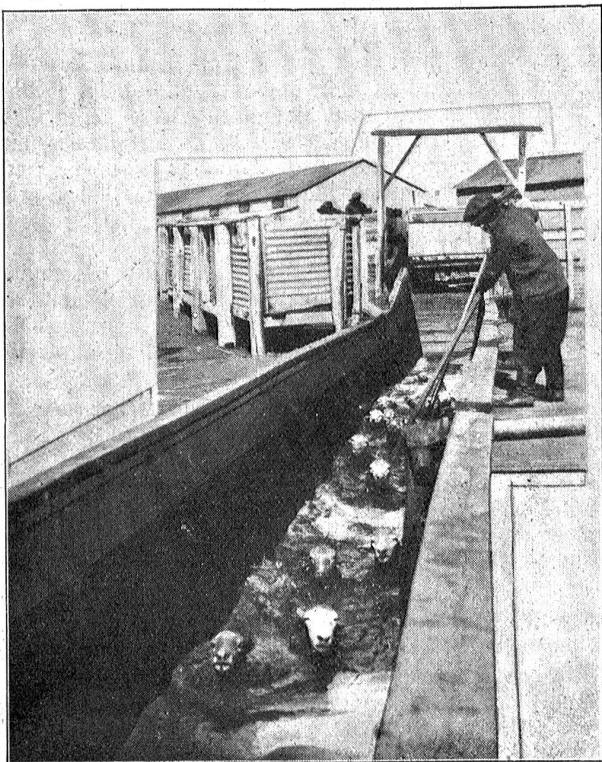
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

im „Gänsemarsch“ durchgetrieben, werden von dem hier immer fließenden Wasser rein gewaschen und kommen dann in die Trockenräume. Die Schaffschur wird in riesigen Hallen mit elektrisch betriebenen Maschinen durchgeführt. Man muß



Schaffarm in La Plata. Das Sordisystem in der Schafwäscherei. Die Schafe werden durch einen Kanal getrieben.

schon die Nerven eines Gaucho haben, um von dem Blöken Zehntausender in einen gedeckten Raum eingepferchter Schafe nicht verrückt zu werden.

Nedig aller Pflicht und aller Wolle kommen die Schäfchen wieder auf die Weiden, in ihre „Sommerfrischen“, die mit Tränken, Ambulatorien, Unfallstationen und allen modernen Behelfen eines rationellen Schaf-Großbetriebes versehen sind.

Sind die Lämmer herangewachsen, dann werden, besonders die männlichen Tiere, nochmals gebadet, geschoren, und dann kommt das „Große Schlachten“.

Unzählige Schiffsloadungen von Wolle, Schaffäse, Felle, Pöckelfleisch und getrockneten Därmen sind das jährliche Ergebnis der Schafzucht und wird aus Argentinien nach allen Weltgegenden exportiert.

Die Kameradschaftsehe.

Das gibt es natürlich schon längst und nicht bloß in Amerika, von woher heute die Parole kommt, sondern auch bei uns in Europa. Und wer in seinem Verwandten- und Bekanntenkreise gerade kein Beispiel hierfür finden sollte, der braucht sich nur in der modernen Literatur danach umzuschauen, und er wird es nicht erfolglos tun. Das Thema vom ehelichen Zusammenleben ohne die von der Konvention und der Gesellschaft geforderten Bindungen liegt geradezu in der Luft; es würde sicher nicht so oft abgehandelt, wenn ihm nicht wache Bedürfnisse und offenkundige Tatsachen zugrunde lägen. Und zwar auch in unserem konservativen, in gewissen Dingen sehr zurückgebliebenen Europa.

Der Ruf nach der Kameradschaftsehe tönt, wie gesagt, von Amerika herüber. Wir sind gewohnt, Anpreisungen aus dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten mit Skepsis aufzunehmen; was für drüben paßt, paßt nicht immer auch für uns.

Der Jugendrichter von Denver, Ben B. Lindsen, dessen Buch „Die Kameradschaftsehe“ hier besprochen werden soll, ist für uns kein Unbekannter mehr. Vor einem Jahr schenkte uns die Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart eine Uebersetzung seines Buches „Die Revolution der Jugend“, das sensationell wirkte, aber ganz offenbar Wahrheiten aufdeckte, denen man besser mutvoll ins Auge schaut, statt daß man sie schamvoll ins Unterbewußtsein zurückdrängt.

Lindsen wies in seinem ersten Buche auf die ganz andere Einstellung der amerikanischen Jugend zu den geschlechtlichen Problemen hin, als die offizielle Erziehung und Moral sie von ihr erwartet und wünscht. Die Jungen anerkennen innerlich die Sittengebote und Gewohnheiten der Alten nicht mehr. Sie duden sich wohl, sind folgsame Kinder und gehen fromm in die Kirche; aber hintenherum leben sie ihr Leben nach eigenen Gesetzen. Sie sind ganz und gar nicht so sittsam, unschuldig und unaufgeklärt, wie die Eltern glauben. Sie sind im Gegenteil sehr aufgeklärt, sogar erfahren. Als Lindsen der amerikanischen Öffentlichkeit diese Tatsachen aufdeckte — nicht um die Jungen anzuklagen, sondern um als ihr Freund und Anwalt besseres Verständnis für sie zu fordern — da entfachte er Entrüstung und erfuhr erbitterte Ablehnung. Man wollte ihm nicht glauben, daß 90 Prozent der Schülerinnen einer geachteten Lehranstalt schon geschlechtliche Erfahrungen hätten, ohne darum schlecht und verdorben zu sein. Er mußte ein ganzes Buch füllen mit Beispielen, die seine These von der revolutionären Jugend erhärteten. Mehr noch als diese aufgedeckten Tatsachen verargten die offiziellen Tugendwächter ihm, der das unbedingte Vertrauen der jungen Leute besaß, dem sie all ihre Mängel offenbarten, der die Tüchtigsten mit dem Bahnillet in der Tasche in die Besserungsanstalt schickte und den verunglückten Schülerinnen zu diskreten Entbindungen verhalf, damit sie weiterstudieren und glückliche Frauen werden konnten, sie verargten ihm die Art, wie er diese Verhältnisse schilderte: so ohne moralische Entrüstung, so rein konstatierend und begreifend und auf der Seite der Jugend stehend. Nach Lindsen ist die Revolution der Jugend vollzogene Tatsache. Ist ebenso sehr Tatsache wie die Revolutionierung des amerikanischen Wirtschaftslebens durch die Prohibition und durch Fords Automobile. Ja, diese Dinge stehen miteinander in ursächlicher Beziehung. Jedes Schulmädchen fährt Auto und entzieht sich so leicht der Aufsicht der Erwachsenen. Es braucht nur im Gewühl der Großstadt unterzutauschen, und kein Mensch erkennt es. Natürlich fährt es nicht immer allein zur Schule und von dort nach Hause. Kommen zu den Versuchungen dieser Inkognitofahrten die Lockungen der Prohibitionsverächter, die bei der abwegigen Jugend nur zu williges Ohr finden.

Und nun bringt Lindsen in seinem neuen Buche einen Vorschlag, wie der Not der Jugend abzuhelpen sei. Der Not, die aus der äußeren materiellen Gebundenheit an die überlieferten Normen und aus den diesen entgegenstehenden heutigen Lebensverhältnissen resultieren. Die offizielle Moral verlangt von der Ehe, daß sie geschlossen werde um der Kindererzeugung willen. Sie bezeichet die Geburtenkontrolle als sittlich verwerflich und unsittlich. Andererseits hat der Fortschritt der Technik und des Verkehrs die Lebensbedürfnisse gewaltig gesteigert und das wirtschaftliche Lebensideal der Jungen so hoch gerückt, daß ihnen das frühe Heiraten unmöglich ist. Der Krieg hat zudem den Konkurrenzkampf verschärft und den künftigen Berufsleuten eine längere Ausbildungszeit aufgeladen. Ein Intellektueller wird 30 Jahre alt, bevor er ans Heiraten denken darf. Die besten Jahre gehen so der Ehe verloren. Viele junge Leute leiden unter diesem Zwange der Verhältnisse und suchen nach Auswegen und Auskunfts Mitteln. Die gegenwärtige Kultur kommt ihnen in der Mode, in der Kunst, im Kino, im Dancing, im Sport usw. auf hundert Wegen entgegen, ohne sie innerlich zu befreien.

Da sagt nun Lindsen: Seien wir aufrichtig und geben wir zu, daß die Jugend von heute nicht mehr die von gestern ist und sein kann! Aber seien wir gerecht und anerkennen wir ihr Recht auf ein neues Sittengesetz, das mit den veränderten Lebensverhältnissen übereinstimmt. Oder (für amerikanische Verhältnisse) richtiger ausgedrückt: Legalisieren wir die Form, in der heute schon Tausende von Paaren zusammen leben: die Kameradschaftsehe, das ist die Ehe mit freiwilliger Kinderlosigkeit bis zur Festigung der wirtschaftlichen Lage. In die Vergesellschaftung möchte Lindsen einbezogen wissen die Aufklärung und Beratung in Sachen der Geburtenkontrolle, etwa im Sinn und Geiste der heute schon bestehenden Birth Control League in New York. Die Vorteile des Wissens um die Mittel der Geburtenkontrolle sollen nicht ein Vorrecht der Reichen und Gebildeten bleiben, sondern auch denen zugute kommen, die sie am nötigsten haben, den Armen und Ungebildeten.

Lindsen fordert für seine Kameradschaftsehe eine leichte Scheidung, solange keine Kinder da sind. Das gegenseitige Einverständnis soll genügen. Denn — so argumentiert Lindsen — wenn junge Leute eine Ehe eingehen, tun sie es meist aus geschlechtlicher Affinität; wenn aber die Bogen der Leidenschaft verraucht sind, erwachen viele wie aus schwerem Traum zu der Erkenntnis, daß sie nicht zusammengehören und daß ihre Liebe nicht Bestand haben kann für ein ganzes Leben. In diesem Falle sollte das Gesetz der Scheidung keine Schwierigkeiten in den Weg legen. Den Einwand, das sei die „Probeehe“ oder „Ehe auf Zeit“ läßt Lindsen nicht gelten. Das Kriterium, sagt er, ist das Kind. Die Scheidung der Kindersehe muß erschwert werden, weil die Kinder bei der Scheidung ja immer der unschuldig leidende Teil sind. Sie darf erschwert werden, weil die Kameradschaftsehe den Leuten, die charakterhalber wirklich nicht zusammenpassen, das Auseinandergehen in nützlicher Frist ermöglicht. Die meisten zweiten Ehen sind glücklicher als die ersten geschiedenen Ehen. Unsummen von moralischen und physischen Qualen brauchten nach Lindsen nicht gelitten zu werden bei leichten Scheidungsmöglichkeiten in jungen Jahren. Die Befürchtungen der Soziologen, die einen katastrophalen Geburtenrückgang von der Kameradschaftsehe erwarten, teilt Lindsen nicht; er meint, daß die meisten Eheleute in gesicherten wirtschaftlichen Verhältnissen die Kinder als ein Glück betrachten und solche ersehnen, und daß der kleine Rest der andern, bei denen das nicht zutrifft, keine Kinder verdienen, weil sie sie sowieso nicht zu wertvollen Menschen erziehen könnten.

Wir betonen, daß Lindsen amerikanische Verhältnisse im Auge hat. Aber das Interesse für seine Vorschläge ist auch in Europa lebendig, was den großen Erfolg seiner Bücher in Deutschland beweist. Die Kritik hat eingeleitet. Sie weist natürlich in erster Linie auf die Tatsache hin, daß wir nicht amerikanische Zustände haben. — Noch nicht! — Sagt das viel?.... Eines aber darf man nicht verschweigen: Durch Lindsens Bücher geht ein starker Zug schöner Menschenliebe, der packt und ergreift. Und ferner: Es liegt darin eine tiefgründige Menschenkenntnis, gepaart mit einem über den Dingen stehenden soziologischen Weitblick, wie man sie in hundert Ehebüchern der deutschen Literatur vergeblich sucht.

Lindsen hat sein Buch in der Zusammenarbeit mit dem Schriftsteller Evans geschrieben. Der formelle Anteil des letzteren ist nicht feststellbar; auch nicht der des Übersetzers Rudolf Nutt. (Die Deutsche Verlagsanstalt besorgte auch hier eine musterhafte deutsche Ausgabe.) Aber die künstlerischen Qualitäten des Buches liegen offen zutage. Lindsen belegt alle seine Thesen mit Beispielen. Und zwar erzählt er sie mit viel Dialog und reichem Vorstellungsgehalt. Seine Bücher lesen sich wie Romane. Und was für welche? Es sind Bücher, denen revolutionäre Kraft innewohnt wie denen von J. J. Rousseau, Bücher, die imstande sind, das Denken von Generationen zu beeinflussen und neuen Lebensformen Bahn zu brechen.

H. Bracher.

Grindelwald.

Ueber der finstern Schlucht der schwarzen Lütchine, an grüner Berghalde liegt es: braune Stadel, breite Bauernhäuser unter weit überhängenden Dächern, ein weißes Kirchlein und viele Hotelpaläste.

Eine Straße führt vom dunkeln Tale herauf. In weitem Bogen schneidet sie das Dorf und verliert sich im Gebüsch und Mattenrücken, wohinter die kahlen Berge stehen. Tief unter der Straße die Talsohle mit dünnen, vielfach verschlungenen Wasserläufen. Jenseits der Talsohle steigen die Berge empor, himmelhohe, graue Wände, schroff und finster, grüne Eisfelder dazwischen und hoch darüber dunkle, scharfe Zaden und Zinnen.

Das alles lag im goldenen Zauberlicht des milden Herbsttages. Still und weltfremd lag es und einsam. Nur wenige Menschen auf den Straßen, nur wenige Menschen auf den braunen Feldern. Eine träge Mittagsschläfrigkeit schien auf den Häusern zu lasten.

Es war nicht die Hitze des Sommers, es war die wohlige Wärme des Herbstes, die müde macht und leise Träume in den funkelnden Sonnenschein gaukelt.

In diesen milden Tagen liegt ein eigenes, stilles Glück, ein Glück, das zwar nicht auf der staubigen gelben Landstraße zu finden ist, wohl aber auf den schmalen, kleinen Pfaden, die hier in die Kreuz und Quer hügelab und hügelab führen.

Auf diesen schmalen, kleinen Pfaden bin ich gewandelt, stundenlang. Planlos hin und her, auf und nieder, ohne Hast und ohne Ziel.

An den Wegrändern standen noch da und dort Blumen, weiße und gelbe. Kleiner als im Sommer waren sie, und es lag ein Hauch stiller Schwermut darüber. Hier und da erklang eine Vogellstimme, nur ein paar schrille Laute. Herber Erdgeruch strömte von den warmen Feldern auf. Wenn ich stille stand, hörte ich den Luftzug ganz leise im Laub der Bäume rascheln. Wenn ich aber aufschaute, sah ich ringsum über den grünen Wiesen und den feuchten Aedern die hochragende Felsenmauer der Berge. In wenigen großen Linien ragten sie in den reinen Himmel hinein, gewaltig und wunderbar.

Raum andernorts zeigen sich die Berge so eindrucksvoll, wie in Grindelwald. Man umspannt sie in einem Blick vom Fuße bis zum Gipfel. Vom flachen Talgrunde steigen sie auf, gerade so, als hätte man sie in die richtige Entfernung gesetzt, damit der Wanderer auf den kleinen Wegen sich ihrer erfreuen kann.

Nichts hemmt den Blick. Frei und offen liegen die Riesenleiber da. Unten, in vielerlei Streifen und Bändern, die dunkeln Tannenwälder. Dicht hinter ihnen her aber die senkrechten, unüberwindlichen Felswände, die in ihren Rissen kaum noch einem Gräslein Boden und Nahrung bieten.

Vom Wetterhorn zum Eiger eine einzige Mauer, in deren tiefen Lücken die beiden Grindelwaldgletscher liegen. Wie zwei riesenhafte, erstarrte Sturzbäche kommen sie von der dunkeln Höhe her und hängen mit ihren ungeheuren Eismassen drohend über dem lieblichen Tal.

Kein Giebel, kein Baum, kein Busch dient dem Bilde hier zum Vordergrunde. Die Mitte ist tief unten hinter den braunen Dächern und den grünen Wiesen versunken. Nur der Hintergrund ist da. Ein Hintergrund von ungeheurer Größe.

Der Berg beherrscht hier alles, die Erde und den Himmel. Sein Schatten fällt weit hinaus in das grüne Hügelland. Alles Leben entfaltet sich hier im Schatten des großen Berges.

Wohin man sich wendet, ist es der Berg. Die prächtigen Hotelpaläste unten im Dorfe verdanken ihm ihr Dasein, die breiten Häuser ringsum, die viel zu groß und zu vornehm sind für Bauern, die Kaffeestuben und Wirtschaften an der gelben Straße, die Schaufenster mit den tausend An-